



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 2. APRIL.

Der König und der Sänger.

Im Norden ward, im kalten Land der Schweden,
Die Kunde laut von einem hohen Sänger,
Dem solcher Zauber ward im Reich der Töne,
Daß er der Menschen Herzen, die ihn hörten,
Nach seinem Willen allgewaltig lenkte,
Wenn er zur Harfe absang seine Lieder.

Der Trauernde ward froh, wenn Olof wollte;
Wenn Olof wollte, schmolz die Luft in Klagen;
Das eis'ge Herz, wenn er von Liebe harste,
Empfand ein neues, warmes Liebesfehen;
Der Arm des Feigen zuckte nach dem Schwerte,
Wenn seine Saiten wild von Schlachten brausten;
Der Haß ward mild, wenn sie von Eintracht tönten;
Den Bösen packte ungekanntes Wehe,
Wenn er das sel'ge Los des Guten malte;
Den Gottesläugner griff in heil'gen Schauern
Des Ew'gen Hand und seine dunkle Ahnung.
Wenn er den Schöpfer pries und seine Werke.

Und auf dem Thron der Schweden saß ein König,
Ein schlimmer Mann und Quäler seines Volkes,
Der keinen Pulschlag Lieb' in seinem Herzen,
Und keinen fand im Herzen seines Volkes.
Zu ihm gelangte auch die Wunderkunde
Vom Sängerkönig, wie man Olof nannte,
Und er vernahm, daß dieser hohe Meister
Durch des Gesanges zaubervolle Kräfte
Mit Herzen nach Gefallen schalten könne,
Und Wunderthaten bloß mit Liedern wirke.
Darob empfand der König Grimm dem Sänger,
Er neidet' ihm die allgewalt'ge Herrschaft,
Nach der er fruchtlos rang mit Schwert und Scepter,
Und ein geheimes Grauen vor dem Mächt'gen
Regt' ihm den Willen auf, ihn zu verderben.

So saß er einst bei einem Lustgelage,
Als wieder auf den Sänger kam die Rede,
Auf seine Siege ohne Wehr und Waffe.
Und mäch'ger regte sich sein Grimm im Herzen,
Und das Verderben, so er ihm geschworen,
Sollt' ihm dieselbe schwarze Stunde bringen.

„Ein Gaukler!“ rief er höhrend, „ein Verrückter!
Neu aufgestuht das alte Märlein Orpheus!
Ich will ihn hören, bringt den Saitenschläger.“

Erproben will ich selber seine Künste,
Und fällt er durch, so soll er mir's bezahlen,
Daß er in unverdientem Ruhme schwelget,
Von Blödsinn an die Gaukelei gespendet.
Ich will ihn haben, bringt den Saitenschläger!“

Und ehe das Gelage noch geendet,
Bringt man den Sänger in des Königs Halle.
Die Pforten rauschen auf, und festen Trittes,
Die Harf' im Arm, das Haupt in langen Locken,
Das Aug' in heil'ger Gluth, in allen Zügen
Begeisterung, die hehre Himmelstochter,
Den hohen Leib in fastigem Gewande,
Erscheint der Sänger in der Becher Mitte.
Und Alles schaut, und Keiner ist im Kreise,
Den nicht ein räthselhaft geheimer Schauer
Ergreift ob der erhabenen Erscheinung;
Den König selbst erfasst ein seltsam Bangen,
Und flüchtig senkt sein Blick sich vor dem Sänger.

Doch schnell entgegen herrscht er ihm die Worte:
„Gi, Meister Olof, großer Tausendkünstler!
Ich bin bei Laune, einen Schwanke zu machen.
Den nord'schen Orpheus lässest du dich schelten,
Macht Herzen tanzen, so wie Jener Steine,
Und schaltest mit den armen Menschenkindern,
Kraft deiner Saiten wunderlichen Tönen,
Als wären sie so viele Zaubersnäbe.
Sag', ist das wahr, und bist du probehältig?“

Und ruhig d'rauf erwiderte der Sänger:
„Durch mich wirkt Gott, ich aber bin sein Werkzeug.“

„Bescheid'ne Größe!“ höhnte ihn der König.
„Doch weißt du so viel kannst mit deinen Liedern,
Daß man dich gar den Sängerkönig nennet,
Dein Lied den Pfeil, der nie vom Ziel verirret,
Gi, so laß seh'n, ob du mit deiner Waffe
Vermagst auch, was ein König mit der seinen:
Geh', tödte mich mit einem Viederpfeile,
Wo nicht, so tödt' ich dich mit diesem Schwerte.
Geh' ein die Wette, oder zieh' von hinnen,
Und schäme dich der Ohnmacht, du Allmächt'ger!“

Und wieder ruhig sprach darauf der Sänger:
„Ich stelle mich, o Herr! wie du befohlen.“

Als ob der Tod die Kreise seiner Schwingen
Gezogen hätte durch den Raum der Halle,
Sitzt Alles stumm und bleich und ohne Regung,

So sel'n'en Zweikampfs, solcher grausen Wette
Unsel'gen Ausgang, athmend kaum, erwartend.
Nur — den wie eine dunkle Grabesahnung
Mit flücht'gem Griff erfaßt' ein kalt Entsetzen, —
Der König nur erzwingt, kaum halb gelungen,
Ein freches Lachen spottender Verachtung.

Und vorwärts mit zwei Schritten tritt der Sänger,
Und stellt sich auf, dem König gegenüber,
Die Harf' im Arm, das Auge auf den König.
Und von des Herrschers heiliger Bestimmung,
Von seinen Pflichten, von der Völker Glück,
Die unter sanftem Scepter blühend leben;
Von des Gelrönten überel'gem Bese,
Der treu das Amt, das gottgegeben, übet,
Singt er in paradiesischen Accorden
Ein ew'ges Lied aus gottesfülltem Munde.
Sie Alle trifft's; gewalt'ger trifft's den König,
Und wilden Blick's gebiethet er ihm Schweigen.

Der Sänger aber braust in seine Saiten,
Und stellt dem Himmel, den er erst gesungen,
Ein grauses Bild der Hölle gegenüber.
Dämonisch drohnt's und schmettert wie Verdammiß.
Den bösen Herrscher läßt er grimmig walten: —
Da ähzen Menschen und die Fluren stöhnen,
Die Städte rauchen und die Fenster würgen,
Die Saat verdorrt, die Geier halten Mahlzeit,
Der Pflug verrostet, pesterfüllte Dämpfe
Entqualmen dem gequälten Schooß der Erde;
Die Engel flieh'n, und nachtgezeugte Geister
Erfüllen rings die Luft mit wildem Kreischen.

Erbleicht gebiethet ihm der König Schweigen,
Doch Oas hört den Geist nur, der ihn treibet.
Der König herrscht: „Man jage ihn von hinnen!“
Nicht Einer wag't den Aufruf zu vollstrecken;
Der König wirft, vom Bufen rasch gezogen,
Den blanken Dolch nach dem dämon'schen Sänger: —
Er streift vorbei und bohrt sich in die Mauer,
Und fort ertönt das Lied in grauem Schwunge.

Da faßt den König nie gefühlt Entsetzen,
Als wäre, der da singt, der Todesengel;
Vom Sig treib't ihn empor und aus der Halle.
Der Sänger folgt mit festem Riesentritte,
Und singt das graue Lied vom schlimmen König.
Der Flucht'ge flieht, von Saal zu Saal entweichend,
Der Sänger singt, von Saal zu Saal ihm folgend,
Bis sie erreicht das letzte der Gemächer,
Wo vom Balkon die Blick' in's Schrankenlose,
Auf's blaue Meer, das drunten stüthet, gleiten.

Und eben sang der Sänger von dem Jenseits,
Das zürnend auf den bösen Herrscher harret;
Da stürzte sich der König in die Fluthen,
Und ward nicht mehr geseh'n im Schwedenlande.

Franz v. Hermannsthal.

Waterländisches.

Ruhwerthshof.

Aus dem Verfall der Bese und Herrschaft May-
hau entstand Ruhwerthshof, dessen Bau im Jahre

1641 Graf Johann Ernst Paradeiser zuerst begann,
und den sein Bruder Graf Georg Sigmund Para-
deiser 1657 vollbrachte. Beide einstimmig bauten sich
am Fuße des Mayhauerbergs, in einer düstern Wal-
dung, die zur Cultur Winke gab, und dazu gar vor-
trefflich schien, ihren Hof und Sig, welchen sie ihrer
Ruhe werth und jeder Bequemlichkeit angemessener
fanden, als die ihnen die Bergveste Mayhau auf
dem steilen Hügel gewährte. Wortforscher finden da-
her an dieser Stätte den Namen Hof der Ruhe werth,
welcher nachher in einer verfälschten Aussprache in
Rupertshof, Ruprechtshof, Ruperzhe oder Ruperz-
verch überging.

Mayhau war vor Alters eine Bese in der win-
dischen Mark, gegen die ostwärts einbringenden Feinde
aufgethürmet, aus deren weitschichtigem Gebiete von
Zeit zu Zeit beträchtliche Edelsitze und Landhäuser,
entstanden, die sich davon sonderten, unabhängig,
und endlich selbstständig wurden. Von dem Orte er-
borgte sich eine ausgebreitete Familie, die öfter in den
ältesten Urkunden vorkommt, den Namen, und wäh-
net *), daß die Grafen von Meggau, die jetzt noch
in ihrem Glanz und Ruhme bestehen, von da her
entstammen. So weit als die von Mayhau ihre
Macht verbreiteten, so muthig war im Jahre 1198
Albrecht von Mayhau, sein Gebiet noch mehr aus-
zudehnen; allein er war unter der Regierung des
Königs Bela des Dritten von den Ungarn daran
gehindert **). Die Geschlechtsfolge und das Wappen
derer von Mayhau ließ sich aus bewährten Urkun-
den von 1238 bis 1554 ausweisen, welches hier der
Raum nicht gestattet und diesem Beitrage gar nicht
anpassend ist. Seitdem der Herrschaftssitz von May-
hau nach Ruhwerthshof, aus der steilgebirgigen in
die flache Waldgegend am Fuße der Bergkette näher
zur Stadt (das ist kaum ein Stündchen ferne von
Neustadt, welches man ehedem Rudolphswerth nannte)
verlegt wurde, ist das zerfallene Mayhau, auf seinem
spitzen unwirthbaren Hügel, in seinen Ruinen den Wild-
tauben, Eulen und Fledermäusen zum Wohnplatze über-
lassen worden; hier nistet jetzt der Falkengeier, Falco
buteo; der Berguhu, Strix bubo; die Ohreneule,
Strix otus; hier haben ihren Anflug viele Schaaren
von Tauben: die Columba palumbes, die C. mu-
giens, die C. tetravides; der Fuchs und der Dachs
sind hier zu Hause, und die Wölfe sind zur Winters-
zeit gar nicht selten. Im Jahre 1765 jagte man
hier einem Wolfstuchsen, Lupus aureus (Linné), nach,
der auf das Menschenblut sehr erpicht war, und in
der Pfarr Obernassensfuß vom Anton Grabner, einem
Hopfenbacher'schen Jäger, erschossen, sein schöner Balg

*) M. St. Schönleben im St. Archiv.

**) Schönleben, Gen. Ursina, und M. St. in Weissenstein.

aber nach Wien in das Naturalien-Cabinett verschickt wurde.

Ruhwerthshof und Mayhau (welches in den alten Documenten bald Mayhau, bald Maygau, auch Michau und Michovo geschrieben wird) machten eine Cameral-Herrschaft aus, welche seit dem Jänner 1786 in Folge der Auflassung des Cistercienserklosters bei Landestrost dem Religionsfond zugeeignet wurde.

Nirgendes findet man Kunden, wie diese einstens sehr ausgebreitete Herrschaft von der Mayhau'schen Familie an den Landesfürsten übergang. Nur im Repertorio Austriaco Parte II. Fol. 446 findet man, daß, nachdem Ottokar an Kaiser Rudolph den Ersten im Jahre 1276 die windische Mark abtrat, der Kaiser an Albert den Zweiten, Grafen zu Görz, der in der windischen Mark ein mächtiger Herr und Gebieter war, Mayhau mit dem dahin gehörigen Marktstecken Zerndtle (jetzt das Dorf Groß- und Klein-Bierowze) im Jahre 1277 zum Pfande weg gab. Im Jahre 1376 kam Mayhau, durch Verträge von Mainhard dem Dritten, Grafen zu Görz, an Hermann den Ersten, Grafen zu Gylli *). Ihm und seinen Erben blieb es eigen, bis nach 1456 erfolgtem Abgang der Gyllier, Mayhau, so wie alle ihre Güter, dem Hause Oesterreich zuviel. Daher ist Mayhau — jetzt Ruhwerthshof — eine Pfandschillings-Herrschaft.

Im Jahre 1472 war Ludwig von Kosslach, österreichischer Pfleger oder Hauptmann zu Mayhau, und 1490 war es Caspar v. Kraig. Balthasar Mündorfer war 1510 Pfandinhaber von Mayhau; sein Bruder, Sigmund v. Mündorf, hat sich an dem Bug am Ecker, das ist auf der Stätte, wo jetzt Poganiß, Poganiße, steht, eine Wohnung erbaut; er war der erste Stifter dieses Guts, das von Mayhau getrennt, zu einem besondern und sehr angenehmen Landgute erwuchs.

Merkwürdig sind die Jahre 1530 und 1537, in welchen aus Serbien und Bosnien einige türkische Unterthanen in's Land einwanderten, denen bei Mayhau, Kostel und Sichelburg (Sicherberg) Ansiedlungsplätze angewiesen wurden **). Sie unterscheiden sich noch jetzt unter dem Namen Uskoken, welches Wort Ueberläufer bedeutet; sie bewohnen das Gebirge, das von ihnen den Namen Uskokenberg trägt, und ehevor Gertrudenberg oder Gosianze hieß.

Im Jahre 1540 überkam Mayhau Hermann Puechler ***), pfandweis; er starb 1548. Seine Witwe Apollonia, eine geborne v. Auersperg, hat es gegen

angenommener Pfandsomme von 24,068 fl. L. W. dem Obristfeldherrn in Croatien, Hrn. Johann Benkovitsch, welcher auch 1547 Poganiß durch Kauf an sich gebracht hat, überlassen, laut Urkunde 15. Mai 1549. Nach des Herrn von Benkovitsch erfolgtem Tode, dessen Denkmal durch eine prächtige Grabschrift in Marmor vom 22. Juni 1569 in der Franziskanerkirche zu Neustadt verewigt wird, erhandelte es von der Benkovitsch'schen Witwe Margareth, geb. Freiinn v. Egg, mittels Pfand und einer Zugabe im Geld, Hr. Carl v. Juritsch im Jahre 1587, der sich dann nach zwei Jahren an der Gurf, in einer angenehmen Lage, Strugg von Grund aus erbaute, und dieses Landhaus mit einträglichen Realitäten ausschmückte. Dann kam Mayhau von der Juritsch'schen Familie im Jahre 1619 durch Pfandschaften und Barschaft an Freiherrn Ernst Paradeiser, Hauptmann und Commandanten zu Sztuin und Sichelburg; sein Sohn, Graf Rudolph Paradeiser, Hauptmann zu Sichelburg und Lehenträger der Herrschaft Lübeck, hat noch dazu Poganiß vom Hrn. Sigmund Gussich gekauft, und so gestalten war Poganiß und Mayhau wieder in den Händen eines einzigen Herrn, wie es zur Zeit der Benkovitsch'schen Inhabung gewesen ist; aber es blieb wieder nicht lange beisammen, denn nach dem Tode dieses Grafen war, kraft Theillibell, ddo. Laibach 10. Christm. 1659, Poganiß als ein Drittel der Herrschaft Mayhau der Frau Eva Franziska, verhehelichten und gebornen Paradeiserinn, zugetheilt, wodurch ihren zwei Brüdern, nämlich Grafen Joh. Ernst und Grafen Georg Sigmund Paradeiser, jenem zu Sichelburg, und diesem zu Ottoschaz, Hauptmann und Commandanten, die übrigen zwei Drittel von Mayhau gemeinschaftlich verblieben, diese drei Geschwister aber sich dahin einverstanden, ihre Schwester Kunitgunde, die Ehegattinn des Grafen Matthias Strassoldo zu Klingenfels, mit klingender Barschaft für ihr Erbtheil zu befriedigen. Während der Inhabung dieser zwei Brüder war, wie Anfangs gemeldet worden, das Mayhau unbewohnt verlassen, und aus dessen Ruinen Ruhwerthshof, sohin wie zu einem neuen Wohnsitz, mitnebens auch zur Herrschaft umgestaltet.

Die anlockende Gegend, die erleichterte Ansahrt, die leutselige Nachbarschaft, die Sicherheit des Ortes bewog sie, sich da ihren Sitz zu stiften, wo es ihnen besser behagte. Die Ortsgegend gewann gar bald auch eine schönere und freundlichere Gestalt; nach und nach kamen, da, wo ehevor unbeurbartes Gestrüpp wüßte umher lag, saatreiche Fluren empor, angenehmes Fruchthland verbreitete sich von Jahr zu Jahr; hier entstanden Gärten, dort Wieswachs, rings umher Reihen von Obstbäumen, Teiche, wohl-

*) Chronica. Cil. — und Repert. Austr. Parte II.

**) S. St. Archivs Acten vom Jahre 1531 — 1540.

***) Puechler — das ist Buchler, welches Wort die Alten Puechler ausgesprochen und geschrieben; ihr Wappen hat Balvasor in seiner G. d. B. R. g. W. nicht so richtig bezeichnet, als man es auf den anhängenden Sigillen in Urkunden sehen kann. Im blauen Felde ein Aß einer Buche voll von Buchenternen.

gepflegte Triften zur Viehweide, und viele ökonomische Anstalten, welche diese Gegend paradiesisch schmückten.

Nachdem Graf Georg Sigmund Paradeiser mit Tode abgegangen, zwischen dem und seinem Bruder Johann Ernst schon lange vorhin, kraft eines Theilungs-Vertrages ddo. Laibach den 8. Oct. 1651, Mayhau, Ruhwerthshof und die Obernassensfußer Gült in zwei gleiche Theile gesondert wurden, hat sich nachher die Georg Sigmund Paradeiser'sche Witwe Katharina Elisabeth, geb. Gräfinn Ursini v. Blagay, an Johann Gottfried Freiherrn v. Egg zum Hungersbach verehelicht.

Auf diese Art überging Mayhau, Ruhwerthshof und die Gült zu Obernassensfuß, theils durch Heirathsprüche, theils durch Uebergabs-Verträge und Vermächtnisse, von den Grafen Paradeisern, die in ihrem Geschlechtszweige ausstarben, an die Freiherrn v. Egg zum Hungersbach, bei denen es bis 1726 verblieb, als in welchem Jahre es durch Spannungsrecht nach vielen, binnen vierzehn Tagen angewachsenen Rechtskosten dem Cistercienser-Stifte Marienbrunn nächst Landestrost *) gerichtlich zugefallen ist. Bei diesem Stifte ist es durch 60 Jahre verblieben, und endlich, wie schon oben erwähnt worden, mit Anfang des Jahres 1786 dem Religionsfonde zugeeignet worden.

Zu den Herrlichkeiten dieser wohl qualifizirten Herrschaft rechnet man den großen Wildbahn, und — im Vicariate Mayhau — das Reisgejaid, dann die beinahe unermessliche Wald- und Forstgerechtigkeit, wie nicht minder das Landgericht, welches bei St. Gertrud, auf dem Berge Roth, mit dem Landgericht von Landestrost, Sichelburg und Möttling angränzet, und sich auf dem Plage von selbst sondert, von dannen es sich über den Traunik nach dem Quellbrunnen Klapuzhi zu dem Dorfe Maline hin, zum Bache Stara-Schaga, dem Dorfe Dgorelich bis auf St. Peter, dem Gurkflusse abwärts, gegen der Mühle Radazich auf Suchadol, in die Höhe des Berges Kriviz gegen St. Gertrud erstreckt; es ist eine Strecke von sechs deutschen Meilen, die nach der Breite nur zwei ein halb Meilen beträgt, die aber in der Gebirgskette mit jenen Bergen zusammenhängt, welche in der Reihe weiter nach Dalmatien, Bosnien u. s. w. hinansreichen, von woher die türkischen Räuber sich manchmal in die Nähe um Ruhwerthshof herein verkaufen, und wenn schon Ruhwerthshof das Unglück ihres Besuches noch nicht traf, so hatte es doch die

traurigen Beispiele vor Augen, daß nicht weit von hier der Suppan von St. Jost, dergleichen auch Weiniz und Pölland ausgeplündert wurden. Diese Banditen haben jedesmal einen Befehlshaber ihrer Rotte bei sich, den sie Haram Bascha nennen. Ein solcher war auch der verächtigte Radovan Bulics, welcher einstens unter dem Trenkischen Freicorps in k. k. Diensten gegen die Preußen stand, vor weldem eben Ruhwerthshof nicht wenig in Furcht und Schrecken gerieth, da er mit seiner Rotte umher streifte.

Ruhwerthshof zählt 147 $\frac{1}{3}$ urbarshulbige Huben, die mit Russicalgisten und Roboth über 1500 fl. D. W. der Herrschaft zinsen, und in folgenden Dorfschaften verlegt sind: Brufnitz, Dolsche, Berche, Germ bei Gaberje und Germ bei Mayhau, Groß- und Klein-Zierovze oder Ziernig (einstens ein Marktflecken, Berndile genannt), Konz, Dglenig, Mihovaf, Stranskavaf, Ober- und Unter-Lakovnik, Berche bei Lubno, Steindorf, Wirschen Dorf, Perchendorf, Karnerdorf, Oberschwarzenbach, dann im Herzogthume Gottschee das Dorf Amhaag oder Lase, Haschlich, Buschniz, Wiederzug, Ober- und Unter-Rügel.

Das weitläufige Dominical-Baufeld, mehr ein Werk des Fleißes und der Kunst, als der Natur, ist mühsam und kostspielig zu einem der tragbarsten Fruchtboden erschaffen worden. Nebst den gewöhnlichen Getreidearten werden auch Hülsenfrüchte, Flachs und Hanf vorzüglich im Wohlgedeihen ersehet. Hier ist vortrefflicher Wieswachs, eine gute Viehweide, Weingärten, beinahe unermessliche Eichen- und Buchwaldungen, Berg- und Weidrechte, Wein- und Getreidzehente, auch Fischereien und anders mehr, woraus eine jährliche Erträgnis, mit Abzug der Ausgabsposten, wenn anders die Schätzung oder der Anschlag dieser Herrschaft eines vormaligen Verwalters von Ruhwerthshof (F. V. L.) verlässlich entworfen ward, von 6- bis 7000 fl. D. W. dem Eigenthümer zufließt.

Bei Ruhwerthshof werden Ziegen gehalten; es scheint, daß Schafe auch gar wohl gedeihen, und eine verbesserte Zucht und feinere Wolle erzielt werden könnte. Unter den Weinen ist der, so in Ruge und Rebro eingekeltert wird, der beste in dieser Gegend, und recht köstlich, und von diesen beiden Orten her ist auch das Obst recht schmackhaft, wornach vorzüglich die Badegäste in der Lößlitz bei Ainöb sehr lüstern sind; denn das Fürst Auerberg'sche Warmbad ist in dieser Nachbarschaft, und von Ruhwerthshof kaum eine Meile Weges entfernt.

In der obangeführten Veranschlagung dieser Herrschaft wird mit 9 fl. das Willkührrecht rubricirt; eine ausbedungene Abgibt, welche diejenigen Unter-

*) Dieses einst landesfürstliche, jetzt municipale Städtchen wird gemäß den ältesten Urkunden in der Bucharische Sprache Landestrost geschrieben und gesprochen, und nicht Landestrost oder Landstraß, wie man es zu Folge der bösehaften Aussprache schreiben und lesen will. S. Frölicher Archontol. Carinthiae und Wuschnitz's Erdbeschreibung.

thanen trifft, die sich in den Dominical-Waldungen mit dem Willichfange abgeben. Die Williche, *Dipus jaculus*, graben sich im Herbst in die Erde, wo sie ihren Winter aushalten. Sie werden in eine Tonne, wie in eine Mausfalle gelockt, und auf einmal auf diese Art zu fünfzig, und sohin viele Tausende des Jahres gefangen. Der Landmann hat von diesem Fange vielfachen Nutzen; das aufgesammelte Fett dient ihm anstatt des Specks und Schmalzes zu Speisen; der Balg wird verhandelt, er gibt für Frauenzimmer-Kleider ein feines, leichtes Winterfutter, und das Fleisch wird in Fäßchen eingesalzen, und auf den Winter zur Nahrung verwahrt, oder sonst auch uneingesalzen verspeiset; die gebratene Leber ist auch einem leckern Gaumen ein angenehmes Bißchen, und wer fette Speisen liebt, dem sind Williche, im Reis gekocht oder gebraten, ein schmackhaftes Gericht. Diesen Thierchen stellen der Marder, der Iltis und die große Ohreule, *Strix otus*, unaufhörlich nach; sie sind äußerst furchtsam, und laufen bei jedem Geräusche davon; wenn nun diese Eule nach ihrer Gewohnheit mit dem Schnabel schnalzt, so werden sie flüchtig; dieß gab zu dem abergläubigen Wahne Anlaß, daß ein Waldteufel mit der Peitsche diese Thierchen verfolge und herum jage. Balvasor erzählt dieses Gespenster-Mährchen im 3. B., S. 438, recht possirlich, und versinnlicht es mit einem artigen Kupferstiche.

Philosophie des Hutes.

Der Hut ist offenbar das ausdrucksvollste und beredeste Stück der menschlichen Kleidung. Er ist ein Hauptelement derjenigen Physiognomik, welche Jeder unwillkürlich im Verkehr mit seinen Nebenmenschen practisch übt. Was sagt er nicht Alles, dieser die männliche Figur krönende und das Gesicht oben einrahmende Filz! Durch tausend feine, unmöglich zu classificirende Nuancen der Form, aber nicht der Form, welche vom Model des Hutmachers kommt, sondern derjenigen, welche das Anschmiegen an den Schädel dem Hute eindrückt, wird er eine Art von phrenologischem Multiplikator; denn sonderbarerweise sieht man, oft wenigstens, am Hut mehr von der Gestalt des Kopfs, als am Kopf selbst. Durch seinen Abstand vom Ohr, durch seine Neigungswinkel gegen die Ebene des Horizonts, deren Verschiedenheit zu fein ist für die Meßkunst, deren Werthe aber das Auge mit instinctiver Sicherheit auffaßt, verkündet er ganze Classen und Stände, ganze Reihen von Leidenschaften und Gemüthsstimmungen, unendlich mehr, als man selbst glaubt, wenn man sich in diesem Puncte von seinen unbewußten Urtheilen noch nicht Rechenschaft gegeben hat. Von den gröbern, stehenden Zügen dieser Filzmimik sprechen wir dabei gar nicht,

wie vom Hutsatz des Cofetten, des Leichtsinrigen, des Liederlichen, des Zornigen, des Betrunknen, des Frömmers, des Frommen — dieß sind zwei verschiedene Huttypen — des Soldaten im Civilrock, des gemeinen Juden, des gebildeten Israeliten etc. Und all dieß spricht und telegraphirt ein Cylind er oder ein oben oder unten abgestufter Kegel mit einem breitem oder schmälern, so oder so ausgekrämpften Rande. Die äußern, von der Mode bedingten Veränderungen der Form, die Frische oder der Verfall des Huts sind freilich auch sprechend genug, aber nicht mehr als dieselben Phasen an jedem andern Theil der Tracht, und Jeder weiß, wie wenig in dieser Zeit allgemeiner äußerer Uniformität aus der Form und Qualität eines Kleidungsstücks an sich zu schließen ist. Der ganz zerfallene und der von der gemeinen modischen Form auffallend abweichende Hut bilden nur gleichsam einen niedrigen Dialect oder Jargon in der universellen Hutsprache. — Der muntere dreikantige Hut des vorigen Jahrhunderts, der nur uns in seiner Altersschwäche als Militär- und Diensthut so albern und steif vorkommt, war freilich schon durch seine eigenthümliche Form ein viel weiter tragender Telegraph, als der moderne runde, und seine Mimik eine höchst eindringliche und aufdringliche. Der Träger selbst konnte, namentlich durch die Neigung und seitliche Abweichung, die er der charakteristischen Vorder Spitze gab, bequem alle seine Humore und Leidenschaften signalisiren, und Zeichner und Schauspieler jener Zeit zogen daraus große Vortheile. Uns dünkt aber doch, als ob der Hut durch seine Arrondirung an Beredsamkeit nichts verloren und an Feinheit der Mimik nur gewonnen hätte.

Den Freund derjenigen Physiognomik, welche den bekleideten, unter Seinesgleichen sich bewegenden und gleichsam in Scene gesetzten Menschen zum Gegenstand hat, könnte es fast verdrießen, wenn ihm Bestrebungen zu Ohren kommen, wie die des philosophischen Pariser Hutmachers Jay. Der Mann möchte gerne seiner Kunst eine rationelle Grundlage geben. Er geht darauf aus, nach festen, wissenschaftlichen Gründen zu bestimmen, was für ein Hut nach Form und Größe für einen gegebenen Mann nach seinem ganzen Bau, besonders aber nach der Form seines Gesichts, zu construiren sey. Noch einmal, man könnte sich über diese Hutmacherphilosophie ärgern und meinen, der Philosophie des Hutes geschehe dadurch Abbruch, wenn man nicht so gut wüßte, daß all dergleichen, wenn es auch nicht bloßer theoretischer Esprit bleibt, höchstens die Beobachtung complicirt und damit lohnender macht. — Jay schreibt Artikel über seine Kunst in den Pariser Journalen, und wir können uns das Vergnügen nicht versagen, seinen letzten Aufsatz der Hauptsache nach mitzutheilen. Seine Sprache ist weder sehr correct,

noch sehr klar; die Franzosen werden aber, nach ihrem stehenden Späße, behaupten, desto sicherer sey ihm ein Platz in der Academie.

„Die Verbesserung, nach der ich strebe, ist auf den ersten Blick so gar wichtig nicht; sie ist aber in Wahrheit bedeutend genug, denn sie stellt etwas fest, was nicht fest stand: sie führt das gegenseitige Verhältniß, das zwischen dem gutgekleideten Mann und seinem Hut, zwischen dem Hut und den Gesetzen des gesellschaftlichen Anstandes bestehen soll, auf Grundsätze zurück.“

„Für jeden Kopf gibt es eine nur für ihn passende Form, und eine Anzahl von Hüten mag sich noch so sehr gleichen, sie unterscheiden sich durch Nuancen, die nur ein geschickter Hutmacher aufzufassen weiß; dieß steht einmal fest, als unumstößliche Basis meiner Theorie.“

„Der Hut muß mit dem gewöhnlichen Gesichtsausdruck in Harmonie stehen, er muß ein Abbild der Physiognomie seyn. — Um Form und Maß des Kopfes aufzufassen, betrachtet der Künstler das Gesicht dans le degré supérieur de son diamètre; (was heißt dieß eigentlich?). Er streift von unten nach oben hinauf und faßt Zug für Zug, hält sich aber nur an den gewöhnlichen, natürlichen Ausdruck. Dieß ist ein Hauptpunkt, und diesen Ausdruck aufzufassen, fällt dem Hutmacher in seinem Magazin eben nicht sehr schwer, weil sich hier das Gesicht so ziemlich in seine natürlichen Falten legt.“

„Der Hut muß auch mit dem Wuchs des Mannes in Proportion stehen, und dieser Grundsatz ist von großem Gewicht. — Ist die Person hoch gewachsen, so muß auch der Hut im Verhältniß groß seyn, und umgekehrt, wenn die Person klein ist. Cuvier, der nicht nur nicht groß, sondern unterseht war und einen unverhältnißmäßig großen Kopf hatte, hätte einen Hut haben müssen, der lehtern Fehler bedeckte; doch hier gehe ich vielleicht zu weit, wenn ich voraussetze, daß Cuvier sich könnte um Toilette gekümmert haben. Warum sollte er aber nicht? Heutzutage sind die ausgezeichnetsten Staatsmänner in Europa keine übelgekleideten Personen mehr, etwa Herrn v. Cancrin ausgenommen, der in seinem Cabinet immer eine an den Ellbogen durchlöchernte Jacke trägt; sie kleiden sich mit Geschmack, mit edler Eleganz. In der heutigen Welt darf ein hochstehender Mann nicht mehr schlecht oder ungehörig gekleidet seyn, so Großes und Wichtiges er auch im Kopf haben möge; im Gegentheil, er ist eine gutgekleidete, äußerst anständige, selbst elegante, ganz verführerische Persönlichkeit. Doch, ich komme von meinem Gegenstand ab.“

„Ist der Kopf im Verhältniß zum Körper sehr groß, so muß ihn der Hut scheinbar verkleinern. In diesem Falle werden die Ränder breiter, um das Auge über das Mißverhältniß zu täuschen. — Ist

im Gegentheil der Kopf zu klein, so muß der Hut ihn vergrößern. Aus einem vor mir liegenden Kupferstück von Dreve* sehe ich, daß der Kopf Barocheoucauld's, dieses feinen, faustischen Sittenmalers, diesen Fehler hatte. Wäre ich zur Ehre außersehen gewesen, den geistreichen Herzog zu bedienen, so hätte ich diesen Fehler verdeckt. Denselben Typus, wie der Herzog, nur mit Abstufungen, tragen mehrere unserer lebenden Berühmtheiten, wie Rossini, Edilon Barrot, Lablache, Arago, Thiers, Berryer &c. — Ich habe Voltaires Hut nicht gesehen, aber hätte ich ihn zu machen gehabt, so hätte er hoch seyn müssen, und gewiß mit Glück, denn das sarkastische Gesicht des Fürsten der Spötter war lang; auch die Ränder hätte ich breit gemacht; doch zu sehr durften diese beweglichen Züge, in deren Spiel man herrliche Gedanken und unbarmherzige Epigramme einander jagen sah, auch nicht beschattet werden.“

„Durch die Beobachtung dieser Verhältnisse ver-sündigt man sich nie gegen die Mode, gegen die wahre Mode, wider welche der Geschmack nie Einsprache einlegen kann, denn Mode ist nur „une mobilité du goût.“ Ich weiß nicht so recht, wer dieß ausgesprochen hat; wenn aber ja ein Hutmacher Montesquieu citiren darf, so meine ich, der Ausdruck sey von ihm. Unsere französischen Hüte sind die ersten in der Welt, die leichtesten, geschmeidigsten, besonders aber die proportionirtesten; sie lassen die Stirne frei, und deshalb sind sie einer Menge kleiner Modificationen fähig. — So muß für ein Gesicht mit sehr langem Gesichtswinkel der Vordertheil des Huts merkbar oval geschnitten seyn; dieß ist unumgänglich nothwendig. Diesem Typus gehören an die Köpfe von Drfila, Lamartine, Lamennais, Garnier-Pagès, Villèle u. s. w.“

„Das Publikum weiß recht wohl, welche Bedeutung auch dann dem Hut zukommt, wenn man ihn graziöser Weise in der Hand führt, dem Hut in Actualität, wie man ihn im Salon gerade vor sich hin hält, so recht unter den Augen der Person, welcher man eine Bitte vorträgt, oder der schönen Dame, der man ein Compliment macht. Hier gibt der Hut in der Gesellschaft den Händen Beschäftigung und Unterhaltung und diese Eigenschaft des Huts ist im Winter zu cultiviren. — Im Sommer dagegen muß sich alle Sorge dem Hut als Abschluß des Gesichtes zuwenden. Ich habe sehr oft die Bemerkung gemacht, daß lebendige, feurige Geister sich gegen den Zwang einer schweren Kopfbedeckung empören. Vergleichen Leute sieht man auf der Straße mit dem Hut in der Hand, und dieß hat seine großen Nachtheile, nur vom Schnupfen und dergleichen zu reden. Mirabeau ging beständig mit bloßem Kopf, und ich habe Royer Col-lard, Casitte und Sauzet so gehen sehen. — In der

bösen Revolutionszeit, unter der Herrschaft der traurigen, affectirten Sittenroheit, sah man Deputirte mit dem Hut auf dem Kopf den Sitzungen des Convents anwohnen, z. B. Bourdon de l'Orne, Lejeune, Legendre u. a. Als aber die Trümmer der anständigen Gesellschaft sich unter dem Consulat wieder zusammenfanden, als die natürlichen Züge des französischen Nationalcharakters wieder zum Vorschein kamen, da nahm man auch den Hut wieder ab, und er rahmte fortan das Gesicht nur auf der Straße und auf dem Spaziergang ein.“

„Mein nach Anleitung der von mir aufgestellten Theorie verbesserter Hut steht somit einerseits durch seine ganze Form mit dem Gesicht in Proportion; andererseits ist er leicht, weich, elegant gebaut und macht erforderlichen Falls, wenn man ihn in der Hand führt, eine ganz graziöse Figur. Diese Paar Ideen, für so richtig ich sie halte, haben freilich nicht den Werth, als ob der Hut von neuem erfunden worden wäre; man wird mir aber hoffentlich die Anerkennung nicht versagen, daß er dadurch veredelt worden ist. Hat es denn so gar nichts auf sich, wenn man einem Gewerbe, daß nachgerade alt und stumpf wird, wenn man ein Geschäft, dem man sich von Jugend auf gewidmet, mit Umsicht ein wenig vorwärts bringt? Hat es gar nichts auf sich, wenn man Gesichter ein Bißchen hübscher macht, die nichts weniger als ganz hübsch sind?“

Jay, Hutmacher.

Jay, Hutmacher! Wie großartig einfach! Wie ganz französisch der philosophische Excurs, und wie ehrlich deutsch die Unterschrift! Hunderte seiner Landsleute und Collegen hätten gesagt: „Begründer der Theorie der rationellen Hutconstruction.“ Aber dem Mann scheint die Veredlung der Kopfbedeckung seiner Mitmenschen ernstlich am Herzen zu liegen, und jeder Ernst in der Kunst macht bescheiden. Die Ideen des Mannes haben übrigens manche Erinnerung in mir geweckt. — Zu Anfang seines Aufsatzes sagt er: In der unendlichen Mannigfaltigkeit von Gesichtern seyen doch gewisse feste Typen herauszugreifen; er führt deren drei auf. — „Ein Hut für einen Engländer,“ sagt er, „jung oder alt, ist gewöhnlich mit einem langgezogenen Gesicht in Proportion zu setzen; dieß ist wenigstens das Princip. Bei einem Hut für einen Deutschen geht man vom runden Typus aus; im Allgemeinen aber gehören die Gesichter auf dem Festlande der ovalen Form an.“ Was er vom deutschen Typus sagt, ist nicht unrichtig; an den germanischen Köpfen ist in der Regel der obere vordere Theil bedeutend entwickelter, der Durchmesser von einem Hochbogen zum andern größer als bei den celtisch-gallischen; hiedurch wird nothwendig das Gesicht oben in die Breite gezogen und das Oval gestört. Diese Eigenthümlichkeit des Baues bringt es aber ferner mit sich, daß auch der

horizontale Querdurchschnitt des Schädels über den Augen sich weiter vom Oval entfernt und von vorn eckiger ist, als bei Schädeln mit kleinerem Querdurchmesser der obern Gesichtspartie. Da nun die Hüte durchgängig gleichmäßig oval gebildet werden, so folgt aus jenem Verhältniß, daß der Deutsche in der Regel weit länger als der Franzose zu suchen und zu probiren hat, bis er einen passenden Hut findet; und der passende zwingt ihn am Ende doch an den Schläfen, und er muß sich erst in den Filz hineinleben, ihm seinen phrenologischen Charakter eindrücken, wodurch zwar der Hut endlich ein Theil seines Wesens, aber auch aus seiner ursprünglichen graziösen Form naturalistisch in diejenige gebogen wird, welche ihm ein nach Jay gebildeter wissenschaftlicher Hutmacher a priori gegeben und mit eigenthümlichem, unverwüßlichem Reiz bekleidet hätte. Daraus folgt ferner von selbst, daß der Franzose weit eher als der Deutsche seinen Hut nonchalamment so oder so aufsetzen kann, wie er ihm in die Hände kommt, während der Deutsche die Marke der Vorderseite suchen muß. Ich erinnere mich, daß ich in Paris ein ganzes Hutmagazin durchprobirte; Aehnliches war mir zwar früher auch in Deutschland begegnet; ich wunderte mich aber damals, denn so jung ich war, wußte ich doch, daß Paris gegen unsere transcendente Philosophie die Philosophie der Toilette mit Glück in die Wagschale legt, und ich meinte, es müßte einem Pariser Hutmacher ein Spiel seyn, einem barbarischen Schädel einen Hut zu improvisiren, zumal sie kurz vorher beim Einfall der alliirten Heere den Typus genugsam kennen gelernt und wohl auch mit Hüten bedient. Ich erhielt aber damals vom Hutmacher auch nicht die leiseste rationelle Andeutung: freilich wählte ich meinen Hut, was mir jetzt nicht einfallen könnte, in der Straße St. Jacques, im Revier der eigentlichen Wissenschaft, und man muß über die Brücken gehen, um die Professoren der Toilette zu finden.

Die oben angeedeutete Eigenthümlichkeit unserer Gesichter macht nothwendig, daß manche in die Mode kommende Hutform, welche auf den französischen Durchschnittstypus berechnet ist, vielen unter uns recht sehr übel steht. Mir schweben dabei namentlich jene Hüte vor, welche durch die vorne und hinten nicht breite und seitlich rasch, fast anliegend aufgebogene Krämpfe sehr schmal erscheinen. Es gibt derbe deutsche Gesichter, welche unter einem solchen neckischen, leicht und verwegen aufgestürzten Hütchen wie ausgequollen aussehen oder wie in einem Hohlspiegel in die Breite gezogen. Man könnte wünschen, daß Jay mit seinen Reformideen durchdränge, wo denn auch bei uns die Disciplin der Kopfbedeckung laxer, liberaler und mehr ad hominem sich gestalten könnte.

Französische Eulenspiegelerei.

Der „Corfaire“ gibt nachstehende Anekdote zum Besten: Ein Richter sagte ein Mal: Beschuldigte man mich, die Thürme von Notre-Dame (zu Paris) gestohlen zu haben, so würde ich vor Allem Reißaus nehmen, um nicht der Gerechtigkeit in die Hände zu gerathen. — Bis vorgestern hat mir das immer ein herrlicher Spaß geschiene. Aber seit ich weiß, daß es gar nicht unmöglich ist, die Thürme von Notre-Dame zu stehlen, hat der Spaß für mich alles Pikante verloren. Ein Engländer tourisirte lezt hin im südlichen Frankreich, in der Umgegend von Aix, und bemerkte im Schlosse Grignan eine prächtige steinerne Treppe, breit, schwersällig, massiv, wie man sie vor 200 Jahren zu bauen pflegte. Wie alle seine Landsleute, wollte er aus den von ihm besuchten Gegenden irgend etwas Interessantes mit sich nehmen. Schon hatte er einen Stein vom Münster in Straßburg, einen solchen vom Dom zu Wien, andere von den Hauptkirchen von Sevilla, Toledo, Genua, Florenz, von der Peterskirche zu Rom, von der chinesischen Mauer u. s. w., einen ganzen Wagen voll Steine, die alle sorgfältig etikettirt, numerrirt und einregistirt waren. Danach wird es Niemand wundern, daß sein Gepäc über 20,000 Pfund schwer war, der bedeutenden Verluste ungeachtet, die er durch den Prosaismus seines Kammerdieners erlitten, der, um die Last etwas zu erleichtern, bereits mehr als dreißig Centner Merkwürdigkeiten, die sein Herr theuer bezahlt, unterwegs über Bord geworfen, der geschmolzenen Bruchstücke von der Mür de Glace, den Bossons- und Grindelwaldgletschern, der ebenfalls zerronnenen frischen Butter von Interlachen und der anderen Seltenheiten nicht zu gedenken. Beim Anblick der obenerwähnten Riesentreppe ward unser Engländer von einer sonderbaren Idee heimgesucht. Er sah ein, wie kleinlich seine Steinsammlung von allen den Prachtgebäuden sey, die er gesehen. Darum wendete er sich rasch gegen den Schloßverwalter mit der Frage: „Ist Frau v. Sévigné wirklich auf dieser Treppe auf- und abgegangen?“ — Ja, mein Herr Mylord. — „Und hat sie in der That ihre Hand auf dieß Treppengeländer gestützt?“ — Sie hätte Unrecht gehabt, es nicht zu thun, mein Herr Mylord, weil sie sich sonst der Gefahr ausgesetzt haben würde, zu fallen. — „Ist die Treppe zu verkaufen?“ — Die Treppe, wie das ganze Schloß, mein Herr Mylord. — „Was verlangt man dafür?“ — Für das Schloß? — „Nein, bloß für die Treppe.“ — 18,000 Francs. — „Ich kaufe sie. Wilhelm nehmt die Treppe, und tragt sie in den Gästehof.“ — Der Lakai schnitt ein Gesicht und beeilte sich nicht, den Befehl so schnell zu vollstrecken, als die-

ser verlangte. Die Treppe war fest gebaut; man brauchte 14 Tage zu ihrer Demolirung. Während dem machte der Eigenthümer von Grignan dem reisenden Curiositäten-Sammler den Vorschlag, ihm stückweise, und zu resonablen Preisen das ganze Schloß zu verkaufen, weil kein Zimmer, kein Punct darin sey, so nicht von Frau v. Sévigné oftmals berührt und betreten worden. Der Lord lehnte das Erbieten ab, unter dem Vorwand der Schwierigkeit des Transports. Er hatte schon eine Kirche gekauft, die durch irgend eine theologische Discussion berühmt geworden; eine Wiese, wo ein großer Mann eine große Schlacht gewonnen; eine Brücke, wo ein entsetzliches Verbrechen Statt gefunden, und einen See, den ein Bergsturz zur Hälfte ausgefüllt. Und man glaube nicht etwa, die Anekdote von der Treppe sey erdichtet. Sie hat sich vielmehr buchstäblich in neuester Zeit ereignet.

Das Lachen.

Das Lachen kann in folgende Arten eingetheilt werden:

1. Das Lachen aus vollem Halse oder das unanständige Lachen.)
2. Das anmuthige Lachen oder das Lächeln.
3. Das standesmäßige Lachen oder das gnädige Lächeln.
4. Das einfältige Lachen, welches man von dem aufgeweckten Lachen unterscheiden muß.
5. Das einbildliche Lachen oder das Lachen einfältiger Personen.
6. Das höfliche Lächeln, welches die Mode eingeführt hat.
7. Das verächtliche Lächeln.
8. Das freie, aufrichtige und heitere Lachen, welches sich auf der ganzen Gesichtsbildung ausbreitet.
9. Das heuchlerische Lachen oder das verstellte, böshafte Lachen.
10. Das verbissene Lachen, welches man mit Gewalt zurückhält.
11. Das erzwungene oder mechanische Lachen, das durch das Nizeln erzeugt wird.
12. Das bittere Lachen oder Hohngelächter, welches durch Verdruß, Rache, Widerwille erregt wird, mit einem heimlichen Vergnügen verbunden ist und seinen Grund im Stolge hat.
13. Das anhaltende Lachen, wovon Homer redet, und dem man keinen Einhalt thun kann. Dieses und das erzwungene Lachen sind unter dem Namen des sardonischen Gelächters bekannt.

Ein italienischer Sternseher wollte sogar die Gemüthsneigungen aus dem Lachen entdecken. Nach seiner Meinung lachen die sanguinischen Personen mit hi, hi, hi, die von cholerischem Temperamente mit he, he, he, die von phlegmatischem mit ha, ha, ha, und die melancholischen mit ho, ho, ho.